

Im Reservelazarett.

Wenn ich auf dem Balkon des Schlosses stehe und auf dem sandigen Schloßplatz die Rekruten herumspitzungen sehe, dann kommt es mir wie ein Traum vor, daß ich noch vor wenigen Wochen in ähnlichen Vormittagsstunden selbst mit dem Gewehr im Anschlag auf der nassen Wiese der Fohlenweide lag und ein kaltes Bauchbad nahm, während weiterhin der Kanonendonner von Mont à Mousson und dem Pfeiferwalde herüberdröhnte, wo die Franzosen gerade damals ihren verzweifelten, aber vergeblichen Durchbruchversuch machten. Aber jetzt ist dies — ich möchte fast sagen: schön — Zeit mit ihrer im allgemeinen doch gesunden körperlichen Ausarbeitung vorüber, und wenn ich mich früher nach dem Essen in der mahligen Mittagsstunde von 12 bis 2 Uhr auf der Faulbank vor der Tür des Rekrutendepots herumwälzte, lehne ich mich um diese Zeit immer noch an Operationsstühle mit der Tropfflasche in der Hand, um armen Menschenkindern wohlthuenden Schlaf zu spenden, solange man in ihren gestörten Leben herumirrt, oder erneuerte Verbände an Wunden, für deren Geruch und Farbe schwache Nerven untaugliche Versuchssubjekte sind.

Es ist ein anderes Arbeiten hier als im Frieden. Dort schafft man sich die Operationsbedingungen selber, hier diktiert sie die Regel oder der Granatsplitter, die sich oft in hysterischer Unvernünftigkeit Wege durch den Körper suchen, auf denen man weder mit der Sonde noch mit der Phantastie zu folgen vermag. Dazu kommt, daß das Operationsgebiet selbst im höchsten Grade unübersichtlich ist, und daß umfangreiche Vorräte von Blutgerinnseln, Knochensplittern und Fremdkörpern in der Wunde dem Auge und der Hand des Chirurgen manchen schwierigen Rätsel zu lösen aufgeben.

Ueberhaupt ist alles seltsam hier. Es ist ein Krankenhaus und doch wieder kein. Von den Decken und Wänden grünen Putten, herfürliche Frauengestalten und gefesselte Gefangene mit rassem Gesichtsschnitt, von kriegerischen Emblemen umgeben, im Stuhl herab, und in dem großen Saal mit seinen riesigen Spiegeln und deden hohen Fenstern glaubt man zwischen den gleichmäßig gerichteten Betten jeden Augenblick zierliche, gekämmte Hofdamen mit Stöckelschuhen aufstehen zu sehen oder gravitätische Kammerherren mit Degen und goldenem Schlüssel. Aber es sind nur übermüdete Helferrinnen vom roten Kreuz oder grobhohe Sanitätsjoldaten, die in den Händen statt der goldenen Schlüssel merkwürdig gefornete Gefäße tragen, deren Inhalt selbst nur andeutungsweise angeben durch den guten Sitten widersprechen würde.

Wenn man durch die weite Vorhalle rechts hindurchgeht und am Ende des Seitenganges die dunkle, labyrinthisch gewundene Wendeltreppe hinaufsteigt, kommt man in den stillen Bezirk, wo in der oft sehr notwendigen Nähe des Operationszales die Zimmer der Schwerverwundeten liegen. Hier ist es still, nur selten ertönt in den ersten Tagen nach der Einlieferung ein lustiger Ruf. Mit kurzen sachlichen Bemerkungen, deren medizinischer Jargon dem Kranken unverständlich ist und sein soll, wird die tägliche Arbeit des Verbandwechsels begleitet. Jeden Morgen schneit der Blick sorgend und besorgt über die Fieberstafel am Fußende der Betten, während die Kranken meist teilnahmslos auf ihrem ungewohnt reinen Lager dahindröhen und nur zuweilen leise stöhnen oder wimmern, bis eine halbe Spritze Morphium ihnen einige Stunden Befreiung von ihren Schmerzen schafft.

Heute waren wir gerade beim Verbinden, da bringt eine Ordonanz den auf dem Geschäftszimmer telephonisch eingelaufenen Befehl, daß um 11.41 ein Lazarettzug zwanzig jugendliche bringen wird. Ein Blick auf die Uhr — noch zwei Stunden Zeit! Schnell wird der gerade begonnene Verband beendet, und alles setzt sich in Bewegung, die Aufnahme der Neuen vorzubereiten. Es wird festgestellt, wer von den Alten auf die Leichtkrankenabteilung kommen kann, die Betroffenen werden sofort avacuiert, die Betten neu bezogen, der kleine Tisch auf Wädem, unser „Auto“, wie wir es scherzweise nennen, auf dem die Instrumente und Verbandmittel von Bett zu Bett gefahren werden, neu beschildert, damit nachher alles zur Hand ist.

Inzwischen ist der Chefarzt an die Bahn geeilt, um aus dem Lazarettzug seine Verwundeten in Empfang zu nehmen. Vom Schloßhof, der im warmen Widerschein der roten Sandsteinfassade des Schlosses, von Hiederdunst durchzogen, in der Mittagssonne träumt, bringt die Hupe des Sanitätsautos. Und nun werden sie heraufgebracht, blaß, schmutzig, in Uniformen, an denen man vor der steifen Leinwand, die sie überzieht, nichts vom Stoff sieht. Saute werden sie die Treppe hinaufgetragen, behende von der Trage gehoben und ins Bett gelegt, das

erste Bett vielleicht seit vielen Wochen. Jetzt vor allem ein Blick auf das Verwundetenäquale mit den roten Streifen, der „transportfähig“ bedeutet. Es heißt die Granatsplitter- und Minenverletzungen herausfinden, die wegen der fast stets vorhandenen Verunreinigung der Wunde mit schmutzigen Kleiderfetzen und Erde verdrängt sind, die Erreger des Wundstarrkrampfes zu beherbergen. Die meisten der solcherart Verletzten sind bereits „gepripst“, aber vorsichtshalber erhält jeder sofort nach seiner Ankunft bei uns eine zweite Portion Tetanusserum.

Nun kommt die Hauptarbeit: das Verbinden. Die blutgetränkten, feilgetrockneten Binden, in schmerzloser Weise durch das schäumende Wasserstoffsuperoxyd, der bei Verätzung mit lebendem Körpergewebe reinen Sauerstoff abspaltet, von den Wunden gelöst, gleiten zur Erde, und dann geht es mit Hochdruck los. Hier ein kurzer Chloräthylkaufsch, um den oberflächlich liegenden Granatsplitter zu entfernen, dort eine tiefere Chloroformanästhesie, beim dritten nichts, denn hier heißt es abwarten, wie sich die Sache entwickeln wird, ehe man an einen Eingriff denken darf. Mancher Empfindliche schreit bereits, ehe man ihn anrührt, andere wiederum lehnen jede Betäubung ab und ertragen mit bewundernswürdigen Stoizismus die schmerzhaftesten Manipulationen. Ja, es gibt sogar welche, die in dem Augenblick, wo der scharfsantige Granatsplitter, von der Kornzange unentwirrt gefaßt, durch die Wunde nach außen gezerrt wird, einen so faulen Witz reifen, daß man nur mit Mühe seine Hüstung bewahren und weiterarbeiten kann.

Am erstaunlichsten ist in dieser Beziehung der Bayer. Was für ein bawariisches Nervensystem auszuhalten vermag, geht über die Querschnur. Sollten wir da einen biederen Bierbrauer dieses Stammes mit einer mehr als handtellergroßen Oberschenkelwunde, aus der in lieblichem Durcheinander zahllose Holzsplitter herausragten. Wir wählten, daß die Entfernung dieses Holzlagers, das sich tief in die Muskelmasse hinein erstreckte, nicht zu den Genüssen dieses Lebens gehören würde, und wollten dem Patienten etwas zu „riechen“ geben, d. h. einen kleinen Chloräthylkaufsch machen. Es war aber nicht zu wollen; der Bayer blieb munter, zählte jedoch gewissenhaft, wie wir es ihm, bevor wir ihm die Nadel über das Gesicht legten, befohlen hatten. Und nun ging es los, Splitter auf Splitter, schwammig gefeicht von der Wucht der Minenexplosion.

Obwohl ich längst von der Betäubung Abstand genommen hatte, zählte der Bayer mit todernster Miene weiter. „Einundfünfzig . . . zweiundfünfzig . . . Sack, das hat Brenni! . . . dreiundfünfzig . . . vierundfünfzig . . . Hörens auf, das is gnuu! . . . fünfundfünfzig . . .“

Bei solcher Arbeit achtet man nicht auf Nebenächlichkeiten. Der Bayer wurde verbunden und ich hand schon längst am Rebenstiel, bei einem Krampf mit Knochenbruch, da dringt es an mein Ohr: „hundertdreißig . . . hundertvierundfünfzig . . .“ Ich drehe mich um; der Bayer hält sich immer noch krampfhaft an Betttrand fest, starrt unverrückt auf seinen schönen neuen Verband und zählt weiter. Ich glaube, er würde jetzt noch weiterzählen, wenn ich ihm nicht gesagt hätte, er könnte aufhören. Mit würdiger Miene nickt er mir zu und nimmt mit einem zufriedenen Seufzer eine Briese, die für sechs normale Rosenlöcher gereicht hätte. Und ehe ich mich wieder meinem neuen Patienten widmen kann, entschläft es verächtlich dem Gehege seiner Zähne: „A Moak, wann i kriagn tät! . . .“ Ein Wunsch, der ihm von Herzen gern erfüllt wurde.

Im allgemeinen sind die neuangekommenen Verwundeten still und wortlos. Ihre Wunde verraten weder Neugierde noch Angst; die meisten fallen, wenn sie im Bett liegen, in einen leichten Schlaf, der ihre Hauptbeschäftigung in den ersten Tagen ist. So wie sie sich aber erst von den Strapazen des Wundschicks und des oft mehrstägigen Transportes, der mit der Trage anfing, dann auf Feldbahnen, Leiterwagen oder Lastautos erfolgte und mit 48 und mehr Stunden Eisenbahnfahrt abschloß, erholt haben, beginnen sie aufzuleben. Briefe an ihre Angehörigen zu schreiben und auch den leiblichen Genüssen des Lazarett, vor allem dem Sorgenbruder Tabak, erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken. So wird der Grundzug des Lazarettlebens keineswegs herzzerreißende Traurigkeit, sondern eher eine ernste Geduldsschule, über die ein verklärter Schimmer von unbesiegbarer Zuversicht und mannhaftem Ertragen liegt.

Die Erweckung der Maria Carmen.

38] Von Ludwig Brinkmann.

„Mog sein,“ erwiderte er finster. „Bis ich zur Tiefe bin, ist allerdings meine Ehre verlernt und sadenscheinig. Ward mag begraben, wer dazu Zeit hat; ich kann es nicht und Du auch nicht; wir dürfen jetzt unseren Posten nicht verlassen!“

„Du wirst mich wohl entschuldigen müssen! Ich gehe nicht von meinem Posten. Nachher stehe ich ganz zu Deiner Verfügung! John, ich bitte Dich, komm mit; nachher kannst Du noch genug Wasser schöpfen, solange Deine Kräfte und die Maschinen aushalten!“

„Ich habe keine Minute zu verlieren! Bedenke: wir sind um volle drei Wochen zurückgeworfen worden; was darf da noch gezaudert werden? Nein, ich bleibe hier; sende mir sofort die ersten vier Leute, diese Schlafmützen abzuholen!“

„Es ist augenblicklich niemand mehr im Minenhans außer dem Maschinisten; alle folgten Wards Sarge!“

„Ricardo, Du eilst ihnen sofort nach und bringst, wo Du sie auch treffen magst, vier Mann von unseren Leuten zurück!“

Ricardo sah verwundert auf; er schien nicht zu begreifen. „Aber John,“ wandte ich mich bittend an den überreizten Freund —

Er aber beachtete mich nicht, sondern gab Ricardo in Windeseite alle notwendigen Anweisungen. Um unseren Leuten nicht etwa das Schauspiel der Pietrucht unter ihren Fesseln zu geben, suchte ich den Mann nicht zurückzuhalten; es hätte ja auch bei Sturats Gemütszustand nicht viel genützt. Und bald darauf ließ ich den Starrkopf mit seiner Arbeit im Wege allein.

Als ich ins Freie gelangt war, hatte ich wiederum das schmerzliche Empfinden, daß ich nameulos einsam sei. Schlimmer noch. So schwer es mir auch ankam, hatte ich mich dem mächtigen, eigenmächtigen Willen meines Genossen zu fügen; ich mußte meinen Geist dem Rasenden leihen, wenn nicht jede Aussicht des Gelingens in Frage gestellt werden sollte.

Ich begab mich zum Generator, um dem Maschinisten noch einmal alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln einzuschärfen.

Jeden Zug der Fördermaschine konnte ich am Gasmotor erkennen; er stochte plötzlich in seinem sonst so gleichförmigen Gange, die Explosionen wurden heftiger, dröhnender — aber

er zog den Generator durch, und ich sah, daß dieser wirklich reichlich bemessen war; vielleicht konnte es gelingen!

Dann warf ich mich auf das Pferd und ließ die Sporen in seine Weichen. —

Ein wunderliches Trauergeleit. Armer Artur! Leer und lieblos war Dein Lebenspfad — wirt und frau Dein Sterbegang.

Unweit Davids holte ich auf abgetriebenen Pferde den Zug endlich ein. Es war schon recht heiß geworden, und das Tier leuchtete unter der Last — aber ich fühlte, daß allein die scharfe Bewegung meinen so müden, so kummerstüchtern Geist aufrecht erhalten konnte. Und mir war es dabei, als legte auch ich eben so wie Ward zum letzten Male diesen seit mehr denn einem Jahre wohlbekannten Weg zurück, zog zum letzten Male das enge Tal aufwärts, zur Rechten und zur Linken die sonnendurchglühnten Felsenwände, durchquerte zum letzten Male die Wüste, in der weiter nichts geblüht als die Orgekkaffee oder, im Schatten, eine dürre Agave.

Da stand nun der Sarg mitten im Wege, und die Leute sahen auf Steinen dabei, um ein wenig zu verknäueln. Dieses Volk besetzt doch kein Funken von Energie; ein klein wenig Mühe und Last und ein langes Ausruhen, das ist ihr Leben. Und doch — vielleicht ist es das einzige, das sicherste Mittel, sich in dieser fühllosen, verderblichen Welt zu erhalten, sie zu überdauern. Das wird mir zur Gewißheit, wenn ich an ihre Herren denke, die blonden, hochgewachsenen, so viel energiereicheren, stärkeren. Was ist aus ihnen in einem Jahre geworden! Da liegt der eine in roher, hölzerner Lode auf der Landstraße und bewohnt das letzte, enge Haus, auf dessen Dach die mörderische Sonne hinabbrennt, daß die noch frische Delfarbe häßliche Blasen treibt. Da haust im tiefen Berg der andere, dessen herkulischer Bau vom Wurme der Verzweiflung, des inneren Grames zertrüffelt ist und der mit dem letzten Rest seiner Energie um ein schier unerreichbar gewordenen Ziel ringt, ein Palender, der im wilden Lammel seine Freunde nicht mehr erkennt, nichts von ihnen weiß! Wie lange wird er noch aushalten? Ich mag nicht daran denken. —

Und der dritte? Wer in so viel Grausen hineingegeben, wird selbst Grauenhaftes; ich fühle es an dem Blicke, mit dem mich meine Leute anschauen. Was ist aus mir in dem e i n e n Jahre geworden, da ich hier bin! Sterbensmatt bin ich an Leib und Seele, angegriffen von der Glut der südlichen Sonne und zerfressen von all den Unglücksfällen, die der erbitterte Kampf um das Silber uns beheret! Und was mich da aufrecht erhält, ist nicht etwa Wildheit, sondern fast etwas wie verstopfte, giftige Lüste.

Wie weit hört man den Geschützdonner?

In den letzten Tagen haben Zeitungen gemeldet, daß man den Geschützdonner der Kämpfe an den österreichisch-italienischen Grenzen bis auf die Höhen der steirischen Berge hören könne. So haben Leute auf dem 2895 Meter hohen Jubykogel, der bei Judenburg aufliegt, das ferne Rollen der Kanonenschiffe wahrgenommen, das in den Tälern dort nicht zu hören ist. In der Thatlinie sind es allerdings nur 100 Kilometer vom Klädenpaß, dem nächstgelegenen Kampfort. Auch auf dem 2100 Meter hohen Mitterkogel, der im Dachsteingebiet liegt, haben Bergsteiger deutlich fernes Donnerrollen wahrgenommen, das bald stärker, bald schwächer klang und ursprünglich für Gewitterdonner oder Lärm von Steinfall gehalten wurde. Auch dieser Beobachtungsort liegt in der Thatlinie etwa 100 Kilometer vom Kläden. Ähnliche Beobachtungen hat man in Südtirol gemacht. Auf der mehr als 2000 Meter hohen Seisler Spitze, die südlich von Innsbruck aufragt, konnte eine Militärabteilung bei einer Uebung den Donner der Geschütze deutlich wahrnehmen, die in Südtirol an der italienischen Grenze etwa 100 Kilometer entfernt abgefeuert wurden. Diese Feststellungen, wie auch die vorher erwähnten, sind alle bei solcher Windrichtung gemacht worden, die der Beobachtung günstig war. Im Oberinntal wurden vor Monaten, als noch die Kämpfe im Ufah toben, wiederholt Kanonendonner gehört, der 200 Kilometer entfernt im Westen entstanden war.

Alle diese Wahrnehmungen beziehen sich auf Höhenbeobachtungen. Es ist natürlich auf den Höhen viel leichter, fernen Geschützlärm zu hören, weil dort oben die Schallwellen unbehindert weiterwandern und die größere Ruhe schwachen Geschützlärm hörbar werden läßt. Darum man in größerer Entfernung gerade auf Berghöhen den Kanonendonner besser hört, haben erst kürzlich Fachleute in der „Meteorologischen Zeitschrift“ zu erweisen versucht. Deren jüngste Nummer, die vor wenigen Tagen herauskam, bringt zwei interessante Beiträge zu dieser Sache. In dem einen berichtet Dr. Reinardus die schon durch mehrere Untersuchungen bekannte Beobachtung zu bekräftigen, daß der Schall von Pulvergeschüssen innerhalb eines Gebietes von etwa 100 Kilometer von der Explosionsstelle gut, dann aber innerhalb eines Gebietes von 100—150 Kilometer von der Ausgangsstelle gar nicht und darüber hinaus von 100—225 Kilometer wieder sehr stark wahrgenommen wird. Warum dies so ist, hat man bis heute noch nicht einwandfrei feststellen können. Ein deutscher Physiker hat vor einigen Jahren gemeint, daß die Schallwellen bei ihrem Aussteigen an der Grenze unserer Luftschichten wieder gegen die Erde zurückgeworfen werden. Sie gelangen etwa bis dorthin, wo unsere atembaren Luftschichten aufhören und wo nur mehr der leichte Wasserstoff vorwiegt, also ungefähr 60—80 Kilometer von der Erdoberfläche. Dann steigen sie wieder in die dichteren Luftschichten herab und kommen gegen 120 Kilometer und 220 Kilometer vom Ausgangspunkt entfernt, wieder zur Erde. Das erklärt die bisher bei allen Pulverentzündungen beobachtete Erscheinung, daß zwischen 100 und 100 Kilometer Abstand vom Entstehungsort eine Zone des Schweigens liegt, in der man von diesen Explosionen gar nichts hört. Erst darüber hinaus tritt der Schall ungewöhnlich verstärkt auf.

Wie hinderlich und vielfach entscheidend dies auf den Ausgang von Schlachten in früherer Zeit wirken konnte, zeigt der Wiener Meteorologe Dr. Dürr in einem Aufsatz über die Vorbereitungen von Kanonendonner in der jüngsten Nummer der „Meteorologischen Zeitschrift“. Er weist auf zahlreiche Ausführungen aus den deutschen Kriegsbüchern von 1870 nach, wie die deutschen Heerführer an Schlachttagen auf die Hörbarkeit des Kanonendonners als Signal für die Reserve- und die Hilfstruppen achteten, wie sie gerade dem Schall nachgingen, um zu Hilfe zu kommen, wie aber auch französische Truppen ihn manchmal als Barometer benutzten, um den Besiegen auszuweichen. In einzelnen Fällen wurde dem Truppenführer der Vorwurf gemacht, daß sie angeblich den Geschützdonner nicht gehört hätten und deshalb zu spät gekommen seien, so die 13. Division in der Schlacht bei Spichern am 6. August 1870. Auch wegen des unglücklichen Ausgangs der Schlacht bei Wagram am 15. August 1790 wird mit Unrecht den österreichischen Generalen Daun und Bock der Vorwurf gemacht, daß sie nichts vom Kanonendonner gehört hätten. Früher hatte man die Ursache und das Vorhandensein einer „Zone des Schweigens“ nicht gekannt. Heute würde sie in diesem großen Ringen eine bedeutende Rolle spielen, wäre es noch nötig, auf den Geschützdonner als Stichwort für das Eingreifen entfernter Truppen zu achten. Jetzt, wo das Telephon im Felddienst die

Wer doch wie Ward zum letzten Male dieses Tal der Hölle hinabziehen könnte! . . .

Ich habe die Leute den ganzen Tag antreiben müssen, die teure Last zu ihrem Ziele zu bringen; es war, als hätte sich die bleierne Schwere, die uns, die Herren, bedrückt, vermindert, auch auf sie herniedergefallen; unaufrichtig hatte ich nachgesehen, daß sich die Träger nicht allzu früh von dem Gefolge ablösen ließen, daß wir vorwärtskamen.

Und wir langten endlich auf dem Kirchhofe an.

Es war ein außerordentlicher Trauerzug. —

Nun stand ich wieder auf derselben Berglehne, wie ein paar Monate zuvor, als jener unglückselige Bergmann in unserem Schachte ertrunken war. Omnes eodem cogimur! Wir leben wie im Kriege; heute dieser, morgen jener, und keiner von uns ist seines Geschickes sicher.

Eine kleine Gesellschaft von Männern hatte sich versammelt. Sie schüttelten mir die Hand und sprachen einige Worte des Beileides. Es waren durchweg Mitglieder der A. E. M. L.; ich kannte alle diese breitschultrigen, hochgewachsenen Männer mit den sonnengebräunten Wangen, deren weitrandige Hüte, grauen Tropfenkleider und hohen, geschürzten Stiefel so wenig der traurigen Veranlassung, die uns zusammengeführt, entsprachen.

Es war ja dies nur eine Episode für sie; sie kommen von der Arbeit in den Bergen, die ihr Lebenszweck ist, und gehen wieder dahin. Dazwischen muß wohl einer der Kameraden auf den Gottesacker gebracht werden; aber, denken sie, das ist nun einmal nicht zu ändern, das bringt das Leben so mit sich.

Wards Grab war in einem Winkel des Kirchhofes aufgeworfen, hoch oben am Rücken des Berges, neben zwei Gräbern von anderen Amerikanern, die im Laufe der letzten Jahre hier ihre Ruhestätte gefunden. Es ist ein schöner Platz, der weite Aussicht über das ganze Tal gewährt. . . .

Als der Sarg in die Grube gelassen wurde, sang das Glöcklein der Kirche zu Klängen an, und der Cura trat an das Grab und sprach ein paar Worte.

Er drückte mir die Hand, und ich erwiderte das liebevolle Zeichen der Teilnahme in großer Bewegung. Als ich nach ein paar Worten des Dankes suchte, sagte er lächelnd: „Vor Gott sind wir alle gleich, und ich habe J h n e n für Ihr Vertrauen zu danken, daß Sie keinen protestantischen Amtsbruder auf meinen Kirchhof gelassen. Wenn ich auch Ernst und Chorknaben daheim lassen mußte — ein Abschiedswort, ein letztes Glöcklein sollte ihr Freund dennoch bei uns finden!“ —

(Fortf. folgt.)

wichtigste Hilfe leistet, sind diese Feststellungen nur mehr von theoretischem Wert. Sie bleiben aber immer noch interessant, weil sie zeigen, wie sehr Feldherren und Unterführer früher in ihren Entschlüssen von der Hörbarkeit des fernen Geschützlärmes als Angriffs- und Richtungssignal beeinflusst wurden.

So sagt Dörre in seiner Abhandlung, die sich nicht nur auf Schlachtenlärme, sondern auch auf große Pulverzündschläge bezieht. Er zeigt aus Beispielen aus den Werken Voltas, wie ansehnend ferner Kanonendonner als Angriffssignal gewirkt habe, wie unterläufig dieses Zeichen aber heute im Kriege wäre, Verge oder die Windrichtung vermögen schon in Entfernungen von 30—40 Kilometer vom Ausgangsort des Schalles, diesen ganz zu unterdrücken. Aus seinen Feststellungen geht auch hervor, daß die größten Entfernungen, auf die man den Schall vom Entstehungsort wahrgenommen habe, waren:

Die Schlacht von Mainz 1792 240 Kilometer entfernt im Harz, die Seeschlacht von Gelgoland 1809 200 Kilometer entfernt in Danneberg, die Schlacht von Alpern 1809 170 Kilometer entfernt am Pfälzberg bei Linz, die Schlacht von Leipzig 1813 310 Kilometer entfernt in Oberösterreich, die Schlacht von Antwerpen 1832 500 Kilometer entfernt im Sächsischen Erzgebirge. Dies ist die größte bisher bekannte Entfernung, auf die man Kanonendonner gehört hat. Bei den großen Pulverzündschlägen von Witten 1008, Egerwand 1908, Wiener Neustadt 1912 hat man den Schall bis gegen 300 Kilometer weit beobachtet. Die Schallweite des Ausbruchs des Vulkanstratona 1888 wurde gar 4775 Kilometer entfernt auf der Insel Rodriguez bei Madagaskar gehört.

Ganz ähnliche Feststellungen, wie die meisten der hier angeführten, hat Reinardus in Münster gemacht, der jetzt in der schon genannten Zeitschrift eine Untersuchung über die Hörweite des Kanonendonners bei der Belagerung von Antwerpen im Oktober 1914 veröffentlicht. Mit Hilfe einer in Westfalen verbreiteten Zeitung und unter Zuziehung von Beobachtungsergebnissen aus einer holländischen Zeitschrift, gelang es Reinardus festzustellen, daß in den Tagen der stärksten Beschichtung von Antwerpen der Geschützdonner östlich bis Rotterdam und Aachen gut gehört, darüber hinaus bei Westwind erst östlich von Amsterdam und Wesel wieder beobachtet wurde. Von da ab nach Osten nahm die Zahl der Orte, an denen man ihn hörte, und die Stärke des Schalles bedeutend zu bis auf eine Entfernung von etwa 230 km. Bei Münster in Westfalen lag dann annähernd die Grenze der Hörbarkeit. Es war also auch da wieder zwischen 100 und 160 Kilometer vom Ausgangspunkt des Schalles die Zone des Schweigens, während von 180 bis 225 Kilometer entfernt der Schall in Westfalen sehr stark gehört wurde. Reinardus meint, daß sich die meteorologischen Zentralstellen der Untersuchung der Schallphänomene gelegentlich dieses Krieges annehmen und Beobachtungen über die Hörweite des Kanonendonners anstellen sollen. So wird auch dieses blutige Ringen indirekt dieser Wissenschaft dienlich gemacht. gw.

Kleines Feuilleton.

Die blühende Linde.

Am die Zeit der längsten Tage blüht die Linde, ein echter Baum des Sommers. Ingleich den Haseln, Birken, Erlen und anderen Bäumen, die vor der Entwicklung der Blätter blühen oder wenn diese noch jung sind, läßt die Linde ihre schöne Krone sich erst voll belauben, ehe sie die Blüten entfaltet. Diese sind keine unansehnlichen Näschen, sondern regelrechte, wenn auch kleine Blumen. Die Kleinheit wird wettgemacht durch die größere Anzahl, in der sie beisammenstehen, ein Kunstgriff, den die Natur sehr häufig anwendet, um aus kleinen Blüten weithin sichtbare Sträuße, Dolden, Rispen oder dergleichen zu machen. Besonders auffällig kann man ja die Lindenblüten trotz ihrer Färbung doch nicht nennen. Aber da kommt dem Auge die Nase zu Hilfe. Sie kann am starken Duft der blühenden Linde nicht vorbeigehen. Dann erst fucht das Auge, was die Nase schon entdeckt hatte. Wir spähen in die Höhe und bemerken, wie geschickt die Blütenblätter unter ausgedehnten Staubblättern hängen. Auch beim stärksten Regen erreicht kaum ein Tropfen diese Blüten, die bei schönem Wetter von Insekten, besonders von Bienen umflummt sind; von unten her fliegen diese Tiere mit Leichtigkeit an. Sie brauchen den Rest der Blüte, und sie tragen ihre Schuld dafür ab, indem sie den Blütenstaub von Blüte zu Blüte verfrachten.

Betrachten wir eine Lindenblüte näher, so sehen wir an ihrem Grunde fünf Kelchblätter; wenn wir diese zurückbiegen und ihre Innenfläche (mit der Lupe) abtun, so fallen uns kleine Tröpfchen auf. Es ist der Rest, der hier lustlos und freilegend ausgegossen wird. Auf die Kelchblätter folgen fünf, viel längere, gelbweiße Blätter, die die eigentliche Blütenhülle, die sogenannte Blumenkrone, darstellen. Dann folgt eine große Anzahl von Staubfäden mit den gelben, männlichen Blütenblättern an ihren Enden; sie sind zurückgebogen und noch länger als die Blumenblätter. Endlich in der Mitte erhebt sich der runde Fruchtknoten, der dicht behaart ist, und das weibliche Organ, das einen kurzen, dicken Griffel trägt. Wenn wir nun dem Kreiden der Insekten zusehen, so finden wir das Spiel einfach genug. Sie fliegen an die langen Staubfäden, turnen an ihnen herum, während sie mit dem Saugrüssel den offen liegenden Rest erbeuten, und werden dabei gründlich mit Pollen (Blütenstaub) eingepudert. Aber auf das weibliche Organ derselben Blüte kommt nichts davon! Die Linde gehört nämlich zu den „vorstehenden“ Gewächsen, d. h. die Staubbeutel beginnen zuerst ihre Tätigkeit, und währenddem ist das weibliche Organ, der Griffel, noch fest geschlossen und nicht befruchtungsfähig. Erst wenn der Pollen verstreut ist, öffnet sich der Griffel, der nun natürlich nur durch Pollen aus einer anderen Blüte belegt werden kann. Das wird sehr leicht dadurch ermöglicht, daß die Blüten natürlich nicht auf einmal, sondern im Verlauf einer Reihe von Tagen zu verschiedenen Zeiten blühen. Während ein Teil von ihnen im „männlichen Zustand“ ist, ist ein anderer Teil im „weiblichen“. Die Insekten haben natürlich von dieser Einrichtung, mit deren Hilfe die Natur bei der Linde und vielen anderen Pflanzen die „Selbstbestäubung“ oder das, was wir bei Tieren anzusehen, nach Möglichkeit verhindert, keine Ahnung. Indem sie von Blüte zu Blüte eilen und sich das Leben mit alkoholfreiem Nektar versüßen, erfüllen sie unbewußt ihre Aufgabe und die der Linde dazu.

Jedermann kennt die eigentümlichen, häutigen, mehrere Zentimeter langen Redblättchen, die an jedem Lindenblütenstiel seitwärts wie ein einzelner Nüchtersflügel angewachsen sind. Wenn die Früchte reif sind, hängen sie noch lange am Baume, und erst im nächsten Frühjahr pflügen sie abzufallen. Dabei fängt sich der Wind in den Nüchtersflügeln an den Blattstielen, und die Nüchters werden aus dem Bereich des Mutterbaumes herausgeweht, um, wenn möglich, einen noch nicht besetzten Wachstumsgrund zu finden.

Die Blätter der Linde sind sauber gewachsen und bleiben es meistens, was sie einer eigenen Gesundheitspolizei zu verdanken haben. Auf der Unterseite der Blätter sieht man in der Nähe des Blattstiels in den von Blattnerben gebildeten Winkeln rotgelbe Pilzsporenscheiben. Lockert man sie mit einer Nadel unter der Lupe, so sieht man, daß die Pilzsporen keine Nüchters beherbergen, harmlose Tierchen, die die Blattstiele, ohne sie zu verletzen, von schädlichen Pilzsporen und anderen Angreifern säubern, und denen die Linde eine Unmenge von Wohnungen nitotsfrei liefert. Zwar fallen im Herbst die Blätter ab, aber die Nüchters haben irgendwie vorher Lunte gerochen und sind ausgewandert auf die Linde des Baumes, in deren Nüchters sie den Winter überleben, um im nächsten Jahre wieder auf die neuen Blätter einzuwandern. Es hängt vielleicht mit dieser glänzenden organisierten Gesundheitspolizei der Linde zusammen, daß sie, trotz ihres raschen Wachstums, von allen unseren Bäumen das höchste Alter erreicht. Sie übertrumpft darin selbst die Eiche, die doch einen weit morrigeren, moßigeren Eindruck macht. Aber die Eiche wird von Hunderten von Schädlingen geplagt, wie kein zweiter unserer Waldbäume. L. L.

Epinal.

Die „Frankfurter Zeitung“ bringt aus einem Feldpostbrief folgendes Stimmungsbild:

Ueber neun Monate sind wir nun in Feindesland. Neun Monate! Wir haben die Ernte heimbringen, teilweise auch verderben sehen, es wurde langsam Winter. Schnee und Eis legte sich über unsere Wege und Gräben. Es war eine schlimme Zeit für Mann und Pferd, aber sie hatte auch ihr Gutes. Man hatte sich in den Winterstellungen eingewöhnt und es war ziemlich ruhig bei Freund und Feind. Da segte der Feind ins Land. Die starre Winterdecke hart und neues Leben zog in Natur und Mensch. Lenz und Krieg; der Mai mit seinem „Werdel“, der Krieg mit seinem Vernichten, welche Gegenfälle! Ich finde, es ist jetzt die anstrengendste Zeit für die Kerben. Es blüht und duftet und girrt und zeigt allerorts. Noch nie kam mir der Frühling so herrlich vor. Wir Städter hatten wohl auch noch kaum Gelegenheit, ihn so zu bewundern. Unwillkürlich hängt man intensiver an der schönen Erde. Und deshalb wird man seines Lebens nicht froh. Wer birgt von einer Sekunde auf die andere für diesen herrlich blühenden Baum? Vielleicht trifft euch, ihr bauenden Notleidlichen unter unserer Dachrinne. Vielleicht den kraftstrotzenden Pionier, der dort mit einer jungen Französin plaudert, vielleicht sie, vielleicht dich, ehe du diese Zeilen zu Ende geschrieben?

Und weil ich doch schon von der Französin spreche: Es ist bewundernswert, wie sich die Leute hier in ihre Lage gefunden. Und, was ist mit Epinal? Ich kenne es nicht; aber ich weiß noch von der Schule, es ist eine französische Stadt, oder eine Festung. Ich glaube, seit der Zeit, seit 15 Jahren hatte ich den Namen kaum mehr gehört oder gelesen. Da kam der Krieg. Bald waren wir auf Frankreichs Boden. Man sprach da und dort. Man fragte die Frauen und Mädchen nach ihren Männern, Söhnen und Brüdern. „A Epinal“. Und ich fragte sie heute noch. „Epinal, Epinal!“ Und es ist Herbst und Winter und wieder Frühling geworden und sie halten an ihrem Epinal fest, als ob die dort auf einem Ausflug oder einer Geschäftsreise wären. Neun Monate haben sie alle nicht ein Wort gehört. Und sie wägen sie alle dort. Wie anders bei uns. Die Leute hier hören nichts wie Deutsch; nur unter sich wohl tuscheln sie und plauschen und wissen nichts von Verlusten und Misserfolg und von all den Dingen. Nur die Feldgrauen sehen sie kommen und gehen, die Feldgrauen, die ihre Felder pflügen und säen helfen, ihre Straßen bauen und ihre Misthaufen in Vorgärten verwandeln. Und hören sie mal wegen eines deutschen Sieges ihre eigenen Kloden läuten, so zucken sie ungläubig die Achseln. Sie glauben sicher nur, daß zufällig das Stücken Erde, das ihr eigen, vom Feind besetzt ist.

Es ist Frühling geworden und es wird Sommer werden und der Tag des Friedens wird kommen, irgend einmal über Nacht vielleicht. Was wird das für ein Erwachen geben in Frankreich? Nach dem Krieg werden sich die französischen Garnisonen und Schützengräben öffnen und u. a. Hause ziehen dann die Reste des ohnedies männerarmen Frankreichs. Und die Mütter, Schwestern, Bräute stehen dann auf den Straßen und warten auf die, die sie in Paris, Lyon, Belfort wägen und die nicht kommen. Und ich sehe die, die kommen, an Stöcken und Krücken und die, die gefahren werden müssen. Da werden den Armen die Augen aufgehen. Der Tag wird kommen! Wer von uns erlebt ihn? Jedenfalls ist es gut, wenn wir ihn nicht hier erleben. Ich möchte nicht dabei ein, wenn sie hier stehen und warten auf die von Epinal, von denen ja so viele schon seit Kriegsbeginn, in Wald und Feld zerstreut, die Erde deckt, auf deren Waffengräbern deutsche Menschenliebe ein Holzkreuz errichtete, beschrieben mit den Worten etwa:

Hier liegen 150 tapfere französische Soldaten
von den Regimentern
R. i. p.

Errichtet von deutschen Kameraden des . . . Regiments.

Militarismus in der Fabrik.

Engländer haben jetzt die willkommenen Gelegenheit, ihre Vaterlandsliebe ohne eigentliche Lebensgefahr zu beweisen, indem sie sich für die Herstellung der Munition, der so dringend geforderten, zur Verfügung stellen. Man sieht denn auch in den Bilderbeilagen der Zeitungen eine ganze Anzahl Lords und nicht weniger vornehme Herren, wie sie mit Granaten hantieren, wie sie ihren neuen Arbeitsgenossen brüderlich die Hand drücken usw. Aber es genügt ihnen anscheinend noch nicht, daß sie ihr Licht in dieser Art nicht unter dem Scheffel stellen; es betrübt sie tief, daß sie nicht überall, wo sie gehen und stehen, schon äußerlich als die Retter des Vaterlandes zu erkennen sind. Und so durchhält Old England nach dem Schrei nach „Munition“ — der Schrei nach Uniformen für die Leute, die die Munition herstellen. Die „Times“ bringt die Zusage eines Engländers, der die dringende Notwendigkeit, den Munitionsarbeitern Uniformen anzuziehen, also begründet: „Es ist nicht genug, daß man den Männern sagt, sie dienen dem Vaterlande auch, indem sie bei ihrer Arbeit bleiben; es ist nicht genug, ihnen einen von den hundert „Knöpfen“ zu geben, die ja die Brust der Drückeberger ebenso wie die der Arbeiter zieren. Jeder Worte noch Knöpfe schätzen sie vor dem tüchtigen Hohnlächer des unwissenden Raabarn, noch vor dem wohlgemeinten Verfolgungen der Werber. Viele tüchtige Männer haben meine eigenen Werkstätten verlassen, um zu den Fabrik zu eilen, obgleich sie England in der Fabrik unendlich bessere Dienste geleistet haben, als es ihnen je im Felde möglich sein wird. Gebt ihnen Uniformen, Knöpfe, wenn ihr wollt, aber jedenfalls etwas, das sie genügend kennzeichnet, und unterwerft sie einer einfachen militärischen Disziplin. Es würde wahrscheinlich schon genügen, wenn sie ohne Knöpfe ihre Arbeit nicht verlassen dürften und von der Militärbehörde wegen schlechter Führung oder Trunkenheit verhaftet würden. Das würde ihnen eine feste Stellung geben, ein Gefühl von bewußtem Stolz und Selbstvertrauen. Die menschliche Natur ist im Krieg nicht stärker, wie im Frieden, und wer will leugnen, daß sich heutzutage ein junger Mann im Zivilanzug nicht wohl fühlt, während die Abakammer einen vergnügten Stolz haben, obgleich sie in manchen Fällen keine Spur patriotischer sind, als ihr Nachbar, der verhöhnt wird. Und denkt daran, daß dieses Hohnlächer schwer zu tragen ist, auch wenn man sich bewußt ist, daß man es nicht verdient hat.“

Die Getreidespekulation in der antiken Welt.

Wenn heute die Versorgung der Millionenreiche mit genügendem Brotgetreide eines der wichtigsten Probleme des Krieges ist, so mag ein Rückblick interessieren, wie man sich damit in der antiken Welt im Krieg und Frieden abwand. Es entwickelt sich ein wenig erfreuliches Bild, das erst von den meist übersehenen Nachkommen jener gefeierten Kultur spricht. Bei den großen Schwierigkeiten und Unkosten des Transportes war ein privater und internationaler Getreidehandel, ähnlich dem modernen, nur selten lohnend, nämlich in Zeiten der Hungersnot. Er wurde geradezu, wie G. Ferrero in einer kritischen Studie über den Getreidehandel der alten Welt formuliert, „eine Spekulation auf lokale und partielle Hungersnöte; er war nicht, wie heute, ein beständiges Mittel zur Versorgung aller Länder mit dem nötigen Bedarf und möglicher Ausgleichung der Preise“. Demosthenes erzählt in einer Rede von einem sehr merkwürdigen Traut, mittels dessen mehrere Kaufleute auf jede Hungersnot in den Mittelmeerländern spekulierten, indem sie das Getreide aus den Ländern mit geringen Preisen in die mit Hungerpreisen brachten und sich die große Preisdifferenz zunutze machten, und auch Xenophon bestätigt ausdrücklich, daß die Getreidehändler auf die Hungersnöte spekulierten, die im Altertum eben mangels ausgleichendem Getreidehandels an der Tagesordnung waren. Manche Staaten trafen deshalb eigenartige Zwangsmassnahmen. So waren alle athenischen oder mit athenischem Gelde gemieteten Schiffe, die in die getreidereichen Länder des Schwarzen Meeres segelten, bei schwerer Strafe gehalten, die Rückfracht zum Teil in Getreide zu führen; aus Demosthenes' Rede

gegen Rhormio geht sogar hervor, daß der Kapitän eines Schiffes, das zwischen Athen und den griechischen Kolonien in der Ägäis Handel trieb und das Getreide, das er an Bord hatte, in einem anderen Hafen als Athen verkaufte, mit dem Tode bestraft werden konnte. Diese Getreidenot überall hatte eine bedeutende andere Folge. Im Altertum war es schwer, eine Stadt von 100 000 Einwohnern mit Brotstoffen zu versehen. Daraus erklärt sich, warum die Städte im Altertum fast sämtlich sehr klein waren; daraus ergibt sich auch, daß wir nicht so leicht den hohen Zahlen glauben dürfen, bis zu denen man manchmal die Einwohnerzahl einiger von diesen Städten anschwellen läßt. Daraus erklärte sich ferner, wie in einem durch Handel und Industrie reich gewordenen Lande wie Attika oder einem anderen, das sich durch Bucher, Kapitalimport und seine zahllosen Eroberungen bereichert hat, wie Italien, und wo die Bevölkerung leicht vom Lande zur Hauptstadt abwanderte, die Schwierigkeit der Getreideversorgung eine sehr wichtige Frage der Politik wurde. Bekannt durch alle Jahrhunderte ist ja der Schrei der römischen Gasse nach „panem et circenses“, nach Brot und Zirkusspielen, und in der Kaiserzeit hing der Besitz des Thrones mehr als einmal von dem Bestiz Ägyptens, der Kornkammer des römischen Imperiums, ab. So spielt die Getreideversorgung in der antiken Welt, zur Getreidespekulation entartet, in vieler Hinsicht geradezu die ausschlaggebende politische Rolle.

Notizen.

— Kunstchronik. Die Ausstellung von Werken alter Kunst bei Paul Cassirer ist bis Ende dieses Monats verlängert worden. Am nächsten Sonntag ist sie von 10—12 Uhr geöffnet.

— Museumsführungen für verwundete Krieger werden demnächst in Berlin mit Unterstützung des Generalkommandos veranstaltet. Die Anregung dazu geht vom Roten Kreuz von Berlin aus, dem sich zur Durchführung die Humboldt-Akademie zur Verfügung gestellt hat. Von bewährten Dozenten der Humboldt-Akademie werden im Laufe der nächsten Monate wöchentlich mehrere Male Führungen durch Kunstmuseen und wissenschaftliche Sammlungen, sowie Großbetriebe und gemeinnützige Anstalten unternommen.

— Die Pferde von San Marco. Das berühmte antike Biergespann, das die Schauffe von San Marco in Venedig ziert, hat mit Rücksicht auf die Bombengefahr seinen Platz über dem Hauptportal der Kirche verlassen müssen. Die Entfernung der mächtigen Bronzewerke von ihrem Standorte war mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft, jedoch ist nach den Berichten der italienischen Presse die Vergung der Pferde glücklich gelungen. Diese Pferde von San Marco haben schon eine ganze Reihe merkwürdiger Fahrten und Abenteuer hinter sich. Wahrscheinlich haben sie ursprünglich den Triumphbogen Neros in Rom, später auch den des Trajan geziert. Dann hat sie Konstantin der Große nach seiner Hauptstadt entführt, und von Byzanz hat sie der Doge Enrico Dandolo 1204 als Siegesbeute nach der Lagunenstadt gebracht. Hier sind sie verblieben, bis Bonaparte, der große Kunstliebhaber, sie im Jahre 1797 nach Paris verschleppte. Erst 1815 kamen sie nach Venedig zurück.

Schach.

